

den „*Claudine*“ und „*L'Ingénue libertine*“ bis zu „*Chéri*“ und „*Le Blé qui lève*“. Sie schreibt diesen klaren, einfachen, gut gebauten, aber doch eidechsenbeweglichen Satz von Anfang ihrer Karriere an; sie ist durch die Güte und den Ton ihrer Phrasierung einer der untadeligsten Prosaschriftsteller des gegenwärtigen Frankreich; sie regeneriert dabei Wörter, die bis dahin im Abraum der Literatur vergraben waren; sie findet Wendungen von jungfräulicher Neuheit; sie hat auch hier keine Vorurteile, weil sie jeder „Verdorbenheit“ gewachsen ist.

So blieb sie, als seltene Erscheinung, außerhalb der sogenannten Bewegungen. Sie ist in der Entwicklung der neueren französischen Literatur beinahe nicht festzulegen. Wenn man für sie nach Geistes- und Schicksalsverwandtschaften sucht, muß man in das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zurückgehen, zu den wundervollen Damen, die zwischen petit lever und Frühstück, in der einen Hand die Puderquaste und in der anderen die Silberfeder, jene herzerfrischenden Briefchen schrieben, die uns in alle Ewigkeiten unvergänglich bleiben wie ihre liebe und verständige Lasterhaftigkeit.

COLETTE

DIE HEILUNG

Die graue Katze ist entzückt, daß ich Theater spiele. Theater oder Variété, sie gibt nicht an, was sie vorzieht. Wichtig ist nur, daß ich jeden Abend, wenn ich mein Kotelett verschlungen, verschwinde, um gegen halb eins wieder zu erscheinen, und daß wir uns dann gründlich zu Tisch setzen, vor einem Schenkel kaltes Huhn oder rosigen Schinken. . . . Drei Mahlzeiten täglich anstatt zwei! Sie denkt, nach Mitternacht, nicht mehr daran, ihr Entzücken zu verbergen. Auf dem Tischtuch sitzend, lächelt sie ohne Verstellung, mit aufgeschürzten Mundwinkeln, und ihre Augen, die von funkelndem Sand durchsät sind, ruhen weit geöffnet und vertraulich auf den meinen. Sie hat den ganzen Abend lang diese kostbare Stunde erwartet; sie kostet sie mit einer siegreichen und egoistischen Freude, die mir sie nahe bringt.

Du liebe Katze in aschfarbenem Kleid! Für die Nichteingeweihten siehst du allen grauen Katzen der Erde ähnlich, faul, abwesend, mürrisch, ein bißchen weichlich, neutral, gelangweilt. . . . Aber ich weiß, wie wild zärtlich und phantastisch du bist, eifersüchtig bis zum Verlust des Appetits, schwatzhaft, paradox ungeschickt und gelegentlich brutal, wie eine junge Dogge. . . .

Nun ist der Juni da, und ich spiele nicht mehr „Das Fleisch“ und ich habe aufgehört „*Claudine*“ zu spielen. . . . Vorüber, unsere Soupers zu zweien! . . . Bedauerst du die stille Stunde, wo ich, heißhungrig und ein bißchen dösig mit den Nagelspitzen deinen schmalen, flachen Schädel, den eines grausamen kleinen Tieres, kraute, indem ich verschwommen dachte: „Es ist heut Abend gut gegangen. . . .“ Nun sind wir allein, sind wir wieder häuslich, ungesellig geworden, fremd gegen beinah alles, gleichgültig gegen beinah jedes. . . . Wir werden unsere Freundin Valentine wiedersehen, unsere „anständige Beziehung,“ und sie plaudern hören, über eine bewohnte, seltsame, von uns schlecht getrennte Welt, die voll ist von Hindernissen, Pflichten, Verboten, eine

furchtbare Welt, wenn man ihr glauben darf, die aber so fern von mir ist, daß ich sie kaum begreife. . . .

Während meinen Abstechern in die Pantomime oder in die Komödie verschwindet meine Freundin Valentine aus meinem Leben, diskret, aufgeschreckt, schamhaft. Das ist so ihre courtoise Art, meinen Lebenswandel zu tadeln. Ich mache mir nichts daraus. Ich weiß, daß sie einen Mann hat, der in Automobilen macht, einen Geliebten, der ein mondäner Maler ist, einen Salon, wöchentliche Tees und zweimal im Monat ein Diner. Sie sehen mich wohl kaum, nicht wahr, „Das Fleisch“ oder den „Faun“ auf einer Soiree bei Valentine spielen oder „Die blaue Schlange“ vor ihren Gästen tanzen? Ich lege mir das zurecht — und darnach ist es mir schnuppe! Ich warte. Ich weiß, daß meine anständige Freundin an einem dieser Tage zurückkehren wird, liebebreizend und geniert. . . . Ob wenig oder viel, sie hält was auf mich und bekundet mir es, und das ist genug, um mich ihr zu verpflichten. . . .

Da ist sie ja. ich habe sie an ihrem knappen und präzisen Klingelzug erkannt, ihrem freundlichgeselligen Klingelzug.

— Endlich, Valentine! Wie lang ist's doch her

Irgend etwas in ihrem Blick, in ihrer ganzen Figur tut mir Einhalt. Ich könnte nicht genau sagen, worin meine Freundin verändert ist. Schlechtes Aussehen? Nein, sie sieht nie schlecht aus unter dem gleichmäßigen Samt des Puders und dem rosigen Glatt der Bäckchen. Sie hat stets ihre Fassung, die eines eleganten Mannequins, ihre schlanke Taille mit ihren in einem Rock aus blondem Tüßor gefangen gehaltenen Hüften. Sie hat ihre frischen blau-, grau-, grün-, kastanienbraunen Augen, die zwischen dem doppelten Saum geschwärtzter Wimpern blühen, und einen Haufen, einen ganzen Haufen schöner, schwedischblonder Haare. . . . Was ist denn los? Eine Abdunkelung von all dem, eine neue Starre im Blick, eine sozusagen moralische Entfärbung, die verwirrt, die auch meinen Lippen den Bewillkommnungs-Banalitäten Einhalt tut. . . . Trotzdem setzt sie sich nieder, bewegt sich geschickt in ihrem langen Kleid, glättet mit einem kleinen Handstoß ihr Jabot aus feinem Linnen, lächelt und spricht, spricht, bis ich sie undiplomatisch unterbreche:

— Valentine, was haben Sie denn Besonderes?

Sie staunt nicht nur, antwortete ganz einfach:

— Nichts. Beinahe nichts. Wahrhaftig nichts. Er liebt mich nicht mehr. Er hat mich verlassen.

— Wie? Henri . . . Ihr . . . Ihr Geliebter hat Sie verlassen?

— Ja, sagt sie. Es sind heute genau drei Wochen.

Die Stimme ist so sanft, so kalt, daß ich mich beruhige:

— Ah! Sie . . . Sie . . . haben Kummer gehabt?

— Nein, sagt sie, in demselben sanften Ton. Ich habe keinen gehabt, ich habe ihn jetzt.

Ihre Augen werden auf einmal groß, groß, fragen die meinen mit einer plötzlichen Bitterkeit:

— Ja, jetzt. O, ich habe Kummer . . . Sagen Sie mir, wird das so weitergehen? Werde ich lange leiden müssen? Kennen Sie nicht irgendein Mittel? . . . Ich kann mich nicht daran gewöhnen . . . Was soll ich tun?

Das arme Kind! . . . Sie staunt über ihren Schmerz, sie, die sich dessen nicht fähig glaubte. . . .

— Und Ihr Mann, Valentine . . . hat er nichts davon gewußt?

— Nein, sagt sie ungeduldig, er hat nichts gewußt. Es ist nicht das, worum es sich handelt. Was kann ich tun? Haben Sie denn nicht eine Idee, Sie? Seit zwei Wochen stehe ich da und frage mich, was ich tun soll. . . .

— Lieben Sie ihn noch?

Sie zögert:

— Ich weiß es nicht. . . . Ich bin schrecklich böse auf ihn, weil er mich nicht mehr liebt und weil er mich verlassen hat. . . . Ich weiß nicht, ich. Ich weiß nur, daß es unerträglich ist, unerträglich, diese Einsamkeit, dieses Aufgeben von all dem, was man liebte, diese Leere, diese . . .

Beim Wort „unerträglich“ steht sie auf und geht im Zimmer auf und ab, wie wenn eine Brandwunde sie in die Flucht triebe, um einen kühlen Platz zu suchen. . . .

— Sie scheinen nicht zu verstehen. Sie wissen nicht, was das ist, Sie . . .

Ich schlage meine Augenlider nieder, ich halte ein mitleidiges Lächeln zurück, vor dieser naiven Eitelkeit im Leiden, besser und mehr als die andere zu leiden. . . .

— Sie regen sich auf, mein Kind. Laufen Sie nicht so hin und her. Setzen Sie sich . . . Wollen Sie nicht Ihren Hut abnehmen und ruhig weinen?

In aufrührerischem Nein läßt sie auf ihrem Kopf ihren gesamten rauchfarbenen Federschmuck tanzen.

— Sicher nicht . . . als ob ich mich amüsieren würde, zu weinen! Danke sehr! Um mir das Gesicht durcheinanderzubringen und doch nicht weiterzukommen, ich bitte Sie? Ich habe gar keine Lust zu weinen, meine Liebe. Ich mache mir nur böses Blut, und damit Schluß . . .

Sie setzt sich wieder, wirft ihren Sonnenschirm auf den Tisch. Ihr kleines, verhärtetes Gesicht ist in diesem Augenblick nicht ohne wirkliche Schönheit. Ich denke daran, daß sie sich seit drei Wochen täglich wie gewöhnlich schmückt, daß sie sorgfältig ihr zerbrechliches Schloßchen von kostspieligen Haaren aufbaut . . . Seit drei Wochen — einundzwanzig Tagen! — verteidigt sie sich gegen die verräterischen Tränen, schwärzt sie mit sicherer Hand ihre blonden Wimpern, geht sie aus, empfängt, klatscht, speist sie . . . Ein Puppenheldentum, aber Heldentum trotzdem . . .

Ich müßte sie vielleicht, in einer großen brüderlichen Umschlingung, ergreifen, umwickeln, unter meiner warmen Umarmung dieses kleine, versteifte, aufgebäumte, gegen seinen eigenen Schmerz erboste Wesen zum Schmelzen bringen . . . Sie würde unter Schluchzen zusammenbrechen, ihre Nerven, die seit drei Wochen noch nicht nachgeben mochten, entspannen . . . Ich wage es nicht. Wir sind nicht intim genug, Valentine und ich, und ihre vielfertige Beichte genügt nicht, um eine zweimonatliche Trennung auszugleichen . . .

Und übrigens, wozu durch ammenhafte Einschläferung diese stolze Kraft, die meine Freundin aufrechterhält, erweichen? „Die wohlthätigen Tränen“, jawohl, ich kenne das Klischee! Ich kenne auch die Gefahr, den Raub der einsamen und endlosen Tränen; — man weint, weil man eben geweint hat, und man fängt wieder an; — man fährt fort aus Gewöhnung, bis zum Ersticken, bis zum nervösen Bellen, bis zum Schlaf

des Trunkenboldes, aus dem man, aufgedunsen, gefleckt, verirrt, beschämt über sich selbst und trauriger als zuvor, erwacht . . . Keine Tränen, nur keine Tränen! Ich habe Lust, meiner Freundin Beifall zu spenden, sie zu beglückwünschen, sie, die da vor mir sitzt, mit großen und trockenen Augen, mit Haaren und Federn bekrönt, mit der steifen Anmut der jungen Frauen, die ein zu langes Korsett tragen . . .

— Sie haben Recht, meine Liebe, sagte ich endlich.

Ich gehe darauf aus, ohne Wärme zu sprechen, wie wenn ich ihr Komplimente über die Wahl ihres Hutes machen würde . . .

— Sie haben Recht. Bleiben Sie, wie Sie sind, wenn es kein Mittel gibt, wenn keine Aussöhnung möglich ist . . .

— Es gibt keine, sagt sie kalt, genau wie ich.

— Nein? . . . Dann müssen Sie warten . . .

— Warten? Auf was?

Was für ein plötzliches Erwachen, was für eine törichte Hoffnung! . . . Ich schüttelte den Kopf.

— Auf die Heilung, das Ende der Liebe warten. Sie leiden ja recht viel, aber es gibt Schlimmeres . . . Der Augenblick kommt — in einem Monat, in drei Monaten, ich weiß nicht, wann — wo Sie anfangen, mit Unterbrechungen zu leiden. Sie werden die Atempausen kennen, die Augenblicke tierischen Vergessens, die kommen, ohne daß man weiß, weshalb, weil schönes Wetter ist, weil man gut geschlafen hat oder weil man ein wenig leidend ist . . . O, mein Kind, wie schrecklich sind die Rückfälle in das Übel! Es fällt über Sie her ohne Warnung, ohne etwas zu schonen . . . In einem unschuldigen und leichten Augenblick, einem wundersamen, befreiten Augenblick, inmitten einer Gebärde, eines Lachens verdorrt der Gedanke, dies niederschmetternde Andenken an den furchtbaren Verlust Ihres Lachens, hält die Hand an, die die Teetasse an Ihre Lippen führte; und nun sind Sie starr vor Schreck, erhoffen den Tod mit der naiven Überzeugung, daß man nicht soviel leiden kann, ohne zu sterben . . . Aber Sie werden nicht sterben! . . . Sie auch nicht. Die Ruhepausen werden zurückkehren, unregelmäßig, unvorhergesehen, launenhaft . . . Es wird . . . es wird wahrhaft schrecklich sein . . . Aber . . .

— Aber? . . .

Meine Freundin hört mir zu, ist jetzt weniger mißtrauisch, weniger feindlich . . .

— Aber es gibt noch Schlimmeres!

Ich habe meine Stimme nicht genug überwacht . . . Bei der Bewegung meiner Freundin senke ich den Ton:

— Es gibt Schlimmeres. Es kommt ein Augenblick, wo Sie beinahe nicht mehr leiden werden. Jawohl! Beinahe geheilt werden Sie dann, „die Seele in Pein“ sein; diejenige, welche irrt, welche sucht; sie weiß nicht, was, sie will nicht sagen, was . . .

In dieser Periode sind die Rückfälle in das Übel harmlos und durch einen seltsamen Ausgleich werden die Ruhepausen abscheulich, von einer schwindelerregenden und faden Leere, die das Herz umkehrt . . . Es ist die Zeit der Stupidität, des Mangels an Gleichgewicht . . . Man fühlt, wie ein geleertes, runzliges Herz in seiner Brust schwebt, die von zitternden Seufzern, die nicht einmal traurig sind, zeitweise geschwellt wird. Man geht aus ohne Ziel, man wandert hin und her ohne Grund, man steht still ohne Müdigkeit . . . Man wühlt mit stummer Gier an der

schmerzenden Stelle, ohne aus ihr den lebendigen und frischen Blutstropfen ziehen zu können, — man kapriziert sich auf eine halb trockene Narbe, man bedauert, — ich schwöre es Ihnen! — man bedauert die klare, scharfe Wunde . . . Das ist die öde, irrende Periode, zu der die Bitterkeit der Skrupeln hinzukommt . . . Ganz sicher die Skrupeln! Die Skrupeln, die schöne, leidenschaftliche, schauernde, despotische Verzweiflung verloren zu haben . . . Man fühlt sich vermindert, gebrandmarkt, den mittelmäßigen Kreaturen untergeordnet . . . Auch Sie werden sich sagen: „Was! Ich war, ich bin nur das? Nicht einmal so viel wert, wie das verliebte, kleine Mädel, das sich in die Seine wirft?“ Oh, Valentine! Sie werden über sich selbst im Geheimen erröten, bis . . .

— Bis? . . .

Mein Gott, wie sie hofft! Nie werde ich bei ihr wieder so schöne, bernsteinfarbene Augen, so weite Augensterne, einen so angstvollen Mund wiedersehen . . .

— Bis zur Heilung, meine Liebe, bis zur wahren Heilung. Die kommt . . . geheimnisvoll. Man fühlt sie nicht sofort. Aber sie ist wie der allmähliche Lohn für soviel Leid . . . Glauben Sie mir, das kommt, ich weiß nicht, wann. An einem sanften Frühlingstag, oder auch an einem feuchten Herbstmorgen, vielleicht in einer Mondnacht fühlen Sie in Ihrem Herzen ein unaussprechliches Ding sich wollüstig dehnen, — wie eine glückliche Blindschleiche, die immer länger wird — wie eine samtene Raupe, die sich abwickelt, — eine Entspannung, ein seidiger und wohlthätiger Riß, wie von einer Schwertlilie, die erblüht . . . Ohne zu wissen, weshalb, werden Sie in dieser Minute Ihre Hände hinter Ihrem Kopf verschränken, mit einem unerklärlichen Lächeln . . . Sie werden mit einer wiedereroberten Naivität entdecken, daß das Licht rosig ist durch die Spitzen der Vorhänge hindurch, daß der Teppich weich ist für die nackten Füße — daß der Duft der Blumen und der reifen Früchte begeistert, anstatt zu erdrücken . . . Sie werden ein furchtsames Glück genießen, frei von jedem Begehren, zart, ein wenig verschämt, eigensüchtig und besorgt um sich selbst . . .

Meine Freundin ergriff meine Hände:

— Noch! Noch! Sagen Sie mir noch etwas! . . .

Ach, was erhofft sie denn noch? Habe ich ihr nicht genug versprochen, indem ich ihr die Heilung versprach? Ich lieblose lächelnd ihre kleinen, warmen Hände:

— Noch! Aber das ist alles, mein Kind. Was wollen Sie denn noch?

— Was ich will? Aber . . . die Liebe, natürlich, die Liebe!

Meine Hände lassen die ihrigen los:

— Ach ja . . . Eine andere Liebe . . . Sie wollen eine *andere* Liebe . . .

Freilich . . . Ich hatte nicht an eine andere Liebe gedacht . . . Ich schaue mir von ganz nahe dieses hübsche, ängstliche Gesicht an, diesen anmutigen, zurechtgemachten, arrangierten Leib, diese kleine, eigensinnige, gewöhnliche Stirne . . . Schon hofft sie auf eine andere Liebe, eine bessere oder schlimmere, oder eine, die derjenigen ähnlich ist, die man ihr eben getötet hat . . . Ohne Ironie, aber ohne Zärtlichkeit gebe ich ihr die Zusicherung:

— Ja, mein Kind, jawohl . . . Sie werden eine andere Liebe finden . . . Ich verspreche es Ihnen.

Verdeutschte von Frantz Clément.